

Teil anlässlich der Neupflasterung entfernt wurde.

Im Jahre 1811 machte der kais. Wappenmaler Gebhart Gartenschmied für den Oberstablmeister Ignaz von Fuchs eine Aufnahme sämtlicher Grabsteine in- und außerhalb des Domes und der wertvollen Denkmäler in den andern älteren Wiener Kirchen. Dieses Werk, eine Sammlung von Aquarellbildern in 8 Foliobänden, kam Ende des vorigen Jahrhunderts auf den Wiener Antiquarmarkt, doch fand sich in Wien weder eine öffentliche Sammlung noch ein Privatmann, der das verhältnismäßig billige Wertstück gekauft hätte. Heute ist das Buch in der Bibliothek des Fürsten Tassilo Festetics zu Keszthely am Plattensee. Dr. Leopold Senfelder, der dieses nicht leicht zugängliche Buch eingehend studierte, teilt aus diesem in seinem Werke "Die Katakomben bei St. Stephan" 1924, einige Inschriften mit, welche die kraftvolle Art unserer Altvorderen kennzeichnen. Daraus ist zu erschen, daß sowohl der Stephansfreithof als auch die Kirche gesuchte Begräbnisstätten waren. Und doch konnte Gartenschmied uns nur Ueberreste aus der großen, leider nicht mehr vorhandenen Menge mitteilen, die seither weiter eingeschmolzen ist. Der älteste von ihm verzeichnete namenlose Stein zeigt die Jahreszahl 1300 (s.S.²³¹).

VI. A B S C H N I T T .

Die Baulichkeiten an der Westseite des Stephansfreithofes, die der Regulierung des Stephansplatzes zum Opfer fielen.

Vor der Westfront der Kirche stand eine Reihe seichter Häuser, die ungefähr die Mitte des heutigen Straßenzuges einnahmen. Abb. 130 zeigt die Westfront dieser Häuser um das Jahr 1780. Die beiden Friedhoftore (Mesner- und Neidharttor) sind bereits abgebrochen, rechts rückwärts sieht man noch ein Stück von der Maria Magdalenenkapelle, die ein Jahr später abbrannte. Abb. 131 zeigt die Ostfront der Häuser, dem hier nicht sichtbaren Dom zugekehrt.

An dem südlichen Ende dieser Häuserzeile, gegen den Stock im Eisenplatz zu und etwa gegenüber dem Ausgang der heutigen Goldschmiedgasse stand im Rücken zweier Zinshäuser die Maria Magdalenenkapelle. Die Abb. 132 dürfte nach ~~Schlager~~ wahrscheinlich Schlager wahrscheinlich von dem kais. Baumeister Continelli um

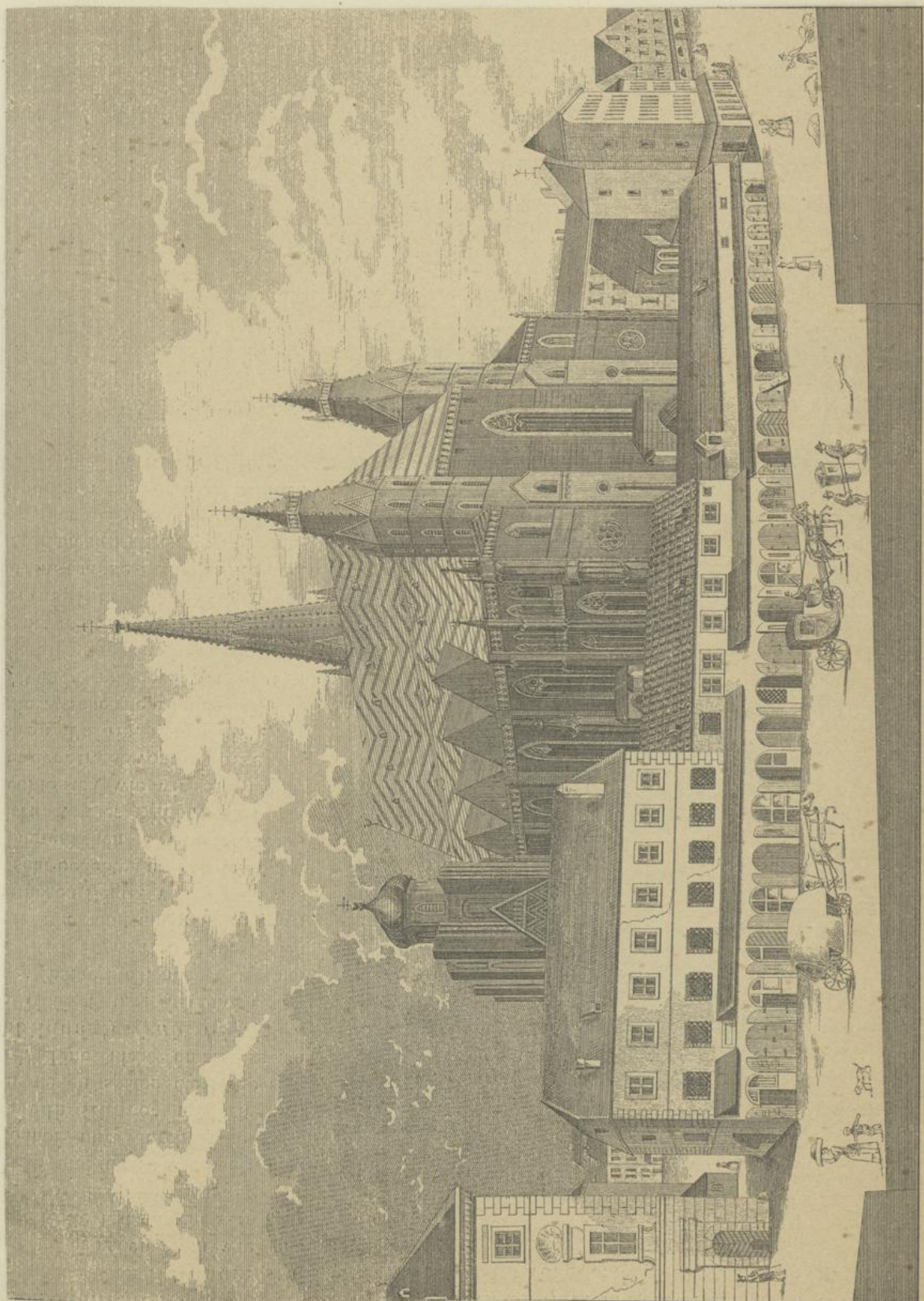


Abb. 130

Der Stefansplatz mit dem Messner-, Leihbahr- und Cantor-Haus im Jahre 1792.

die Mitte des 16. Jahrhunderts gefertigt worden sein. Sie trägt weder Jahreszahl noch Namen des Künstlers und enthält auch Zeichnungsfehler. Die Magdalenenkirche hat er, um sie auf dem Bilde besser sehen zu können, mehrere Klafter vorgerückt. Vergleichen wir Abb. 130 und 132 miteinander, so fallen uns große bauliche

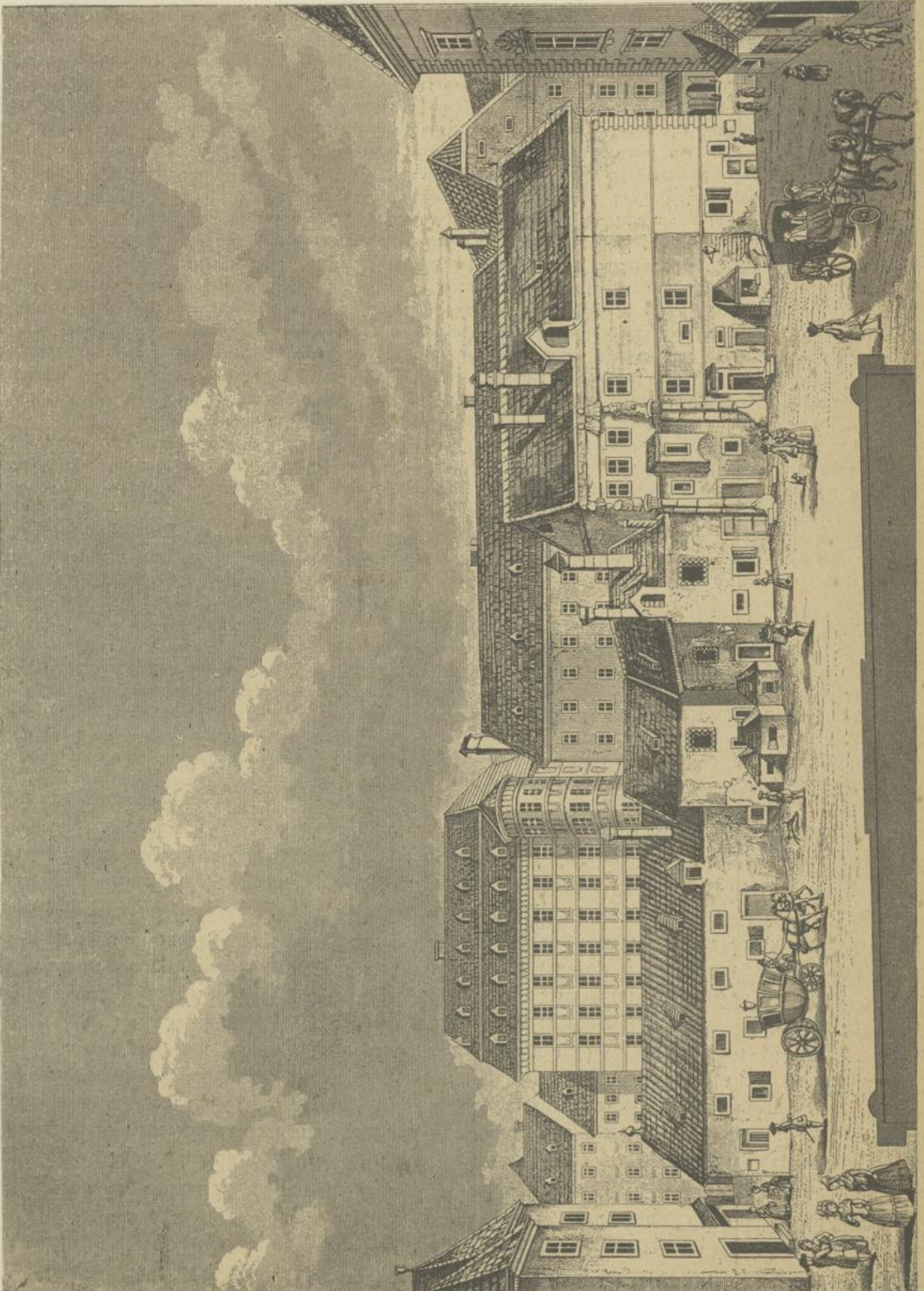


Abb. 131

Das Leihbahr-, Messner- und Cantorhaus von der Rückseite (vom Riesenthor) aus im Jahre 1790.

Unterschiede auf, da zwischen ihnen ein Zeitabstand von mehr als 100 Jahren besteht. In den nachfolgenden Ausführungen werden diese Unterschiede ihre volle Erklärung finden.

Die Kapelle "zur heil. Maria Magdalena" war aus dem neuen Karner (s.S.³⁴⁸) hervorgegangen, der etwa 52 Schritte südlich



der Südwestecke des Domes lag. Ihr Entstehen verdankte sie der Bruderschaft der Notare und Beamten, die unter dem Namen der Schreiberzeche ~~SEHNXXREHXXZAHXX~~ ~~KRIHXXGEWERDENXXWAX~~ ihre andächtigen Versammlungen in der 1305 von ihnen gestifteten Kapelle des alten Karners zum "heil. Vigilus" hatten. Als die Schreiberzeche schon recht zahlreich geworden war, veranlaßte sie um 1340 den Bau einer Kapelle über dem neuen Karner, da ihnen die bisherige Vigiluskapelle nicht mehr genügte.

Auch die neue Kapelle wurde nach dem ältesten dort befindlichen Altar Vigiluskapelle genannt, später Erasmuskapelle und schließlich ab 1378 Magdalenenkapelle.

Die kleine einschiffige gotische Kapelle, von der sich kein in den Details verlässliches Bild erhalten hat, war etwa 12 Meter lang und im Querschiff, das sich vor den Chor legte, 9 bis 10 Meter breit. Dieser war etwa 6 Meter lang und schloß sich im Achteck. An der Nordseite befand sich ein zweigeschossiger Vorbau mit zwei Spitzbogenfenstern. Die unregelmäßige viereckige Vorhalle war ein späterer Zubau.

Aus der Geschichte der Altäre hat Neumann gefolgert, daß

sich ursprünglich nur ein unterirdischer Altarraum hier befand, über dem erst um 1352 ein gotischer Kapellenbau errichtet worden sein dürfte.

Die Kapelle war schon wegen ihrer Bestimmung und ihrer vielen Stiftungen und Ablässe besonders merkwürdig. Sie war daher auch trotz ihres beschränkten Raumes mit einer ganz hübschen Anzahl von Altären ausgestattet, die alle ihr Dasein Stiftungen verdankten.

Zu dem im Gruftraum von der Familie Chranneß gut bestifteten vigiliusaltar trat 1370 ein Nikolausaltar, 1416 ein Erasmus- und 1435 ein Helena Altar. Für den obern Raum werden genannt: 1368 ein Maria Magdalena Altar, dessen Name in der Folge auf die Kapelle übertragen wurde, 1381 ein Frauen- und Katharinen Altar und 1401 ein Felix- und Regula Altar. Auf der ~~Pork~~ Pörkirche wird 1471 auch ein St. Matthäus- und Johann Ev. Altar erwähnt, den der Bürger und Lechmeister Hanns Grundtreich bestiftete. Ob unter dieser "Pörkirche" eine eigentliche Empore oder nur der Raum über der Grufkapelle zu verstehen ist, bleibt ungewiß.

1473 testiert der Eisenhändler Hanns Viereck Stiftungen für einen Vorbau, der erst nach weiteren Sammlungen begonnen und am 8. April 1502 mit zwei Altären, der eine zu Ehren des hl. Kreuzes und des hl. Antonius des Einsiedlers, der andere zu Ehren der hl. Maria und der Eilftausend Jungfrauen eingeweiht wurde.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts mag der Zustand der Kapelle schon sehr mangelhaft gewesen sein, denn der Zechverwalter Max Perger bittet die n.ö. Regierung um eine Subvention zur Wiederherstellung der vom Erdbeben beschädigten Kirche und insbesondere zum Wiederaufbau des Turmes und schlägt vor, daß zu diesem Zwecke jene Strafgelder verwendet werden sollen, die für das heimliche Außerlandschaffen von Vermögen eingehoben werden.

Die Außenseite der Kapelle war mit einer Anzahl von Grabstei-

nen geschmückt. Ober der Tür befand sich eine Darstellung über das Martyrium des hl. Erasmus. Neben dem Eingang stand eine 1732 vom Domkapellmeister Georg de Reutter gestiftete Johann Nepomuk Statue. Der an der Außenseite befindliche Oelberg aus dem Jahre 1474 war von 15 Bischöfen mit Ablässen bedacht worden.

Die vielen Ablaßurkunden deutscher und italienischer Bischöfe geben ebenso wie die zahlreichen Stiftungsurkunden Zeugnis von der besonderen Verehrung, die der Kapelle zuteil wurde; sie lassen aber auch auf das große Ansehen schließen, das die Schreiberzeche genoß. Comesina gibt uns im XI. Band der "Berichte und Mitteilungen des Alterthums - Vereines zu Wien", S. 217 - 243, mehr als 100 solcher Urkunden in getreuer Kopie wieder, die nur eine Auslese darstellen.

Ein am 12. September 1781 in der Kirche ausgebrochener Brand verwandelte sie in eine Ruine, so daß man sie nicht mehr aufzubauen schloß; doch wurden die letzten Trümmerreste erst 1783 entfernt.

Sowie die Domkirche war auch die Magdalenenkapelle mit Gütern in der nächsten Umgebung der Stadt reich ausgestattet. Zu diesen gehörte der Magdalenengrund an der Wien, dessen Name seinen ehemaligen Psitzer noch verrät. Dieser Grund, - im Volksmunde Ratzenstadl genannt, - gehörte zu den kleinsten Vorstädten Wiens und bestand bis in die ~~Wirk~~ erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zumeist aus Weingärten und dazwischen vereinzelt eingestreuten Häusern. Die St. Magdalenenkapelle übte die grundherrlichen Rechte aus, hob die Steuern ein und bestätigte den von der Gemeinde gewählten Grundrichter. Im 18. Jahrhundert gepachtet, ging die Vorstadt 1799 durch Kauf ganz in den Besitz der Gemeinde über.

Gelegentlich einer Grabung für Kanalbau wurden 1902 die Fundamente der Kapelle freigelegt, wobei man noch deutlich die Malerei an den Pfeilern der ehemaligen Krypta erkennen konnte.

Angebaut an die Magdalenenkapelle, diese vom Stock im Eisenplatz her verdeckend, standen bis um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert zwei größere Häuser [s. Abb. 133), das eine dreistöckig mit 5 Fenstern, das andere vierstöckig mit 7 Fenstern Front. Durch ~~sich~~ einen ausgezeichneten Stich des Kupferstechers Karl Schütz aus dem Jahre 1799 sind uns beide Häuser im Bilde



Abb. 133 Die abgebrochenen Häuser am Stephans- und Stock-im-Eisen-Platz.

erhalten geblieben. Schütz verdanken wir übrigens eine Reihe von Ansichten aus dem alten Wien, die sich durch große Genauigkeit auszeichnen.

Aus dem abgeschlossenen von Camesina entworfenen Situations-

plan (s. Abb. 134^{*)}) ist zu ersehen, daß das dreistöckige Haus zuletzt die Nr. 928 trug und aus zwei Haushälften bestand, die sich ursprünglich in einer Hand befanden und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder in eine Hand kamen. Camesina hat uns deren Besitzer wie folgt mitgeteilt:

1447 erkaufte das ehemals Steffan Schersmid gehörige Haus der Eisenhändler Hanns Vieregk (Viereck), den wir schon als Stifter ~~der~~ an der Magdalenenkapelle kennen gelernt haben (s.S. 357). Noch zu seinen Lebzeiten tritt eine Teilung des Hauses ein. Eigentümer der Haushälfte A.) waren:

- 1478 Vierecks Witwe Anna,
- 1487 der Eisner Stefan Puchler,
- 1507 Stadt Wien,
- 1508 Gilg und Ursula Dachawer,
- 1513 der Eisner Adam Makhel,
- 1571 dessen gleichnamiger Enkel,

^{*)} von der k. k. Hofbibliothek in Wien.

- 1574 Michel und Barbara Khalbmperger,
- 1576 Wolfgang Khaltenhauser (zweiter Mann der Barbara)
- 1... Georg Hundtshaubt zu Praitensee
- 1613 Davidt und Barbara Fridlmaur (Handelsmann)
- 1617 der Kürschner Georg Graitschmayr und dessen Frau Barbara
- 1625 der Schuster Georg Thoma und dessen Frau Walburga
- 1637 Georg und Magdalena Pallmann.

Haushälfte B.):

- 1469 der Oeler Chunrat Flechl und dessen Frau Elisabeth
- 1487 der Nadler Jorg Lynndhofer und dessen Frau Barbara,
dann Dreiteilung an verschiedene Erben:
- 1518 Hanns und Margarethe Schawer,
- 1526 Georg Rosenntaler (zweiter Mann der Margarethe),
- 1555 Cristina Rosenntaler (zweite Frau des Georg)
- 1571 sie und ihr zweiter Mann, der Schneider Gall Kholler
- 1580 Barbara, Witwe des Eisslers Mathesen Martner,
nach deren Tod in eine Anzahl von Hausanteilen, die
- 1614 in der Hand des Handelsmannes Steffan Tandtler, einem
der vielen Erben, wieder vereinigt erscheinen.
- 1620 der Handelsmann Michael Wurzen, Schwager Tandtlers.
- 1620 dessen Witwe Sophia; die verkauft es an
den Buchbinder Laurenzen Helbnn,
- 1625 der Eissler Simon Pupeller Helbnn und dessen Frau Eva
- 1637 der Handelsmann Georg Pallmann und dessen Frau Magda-
lena, die nun beide Haushälften wieder in einer Hand vereinigen.
- 1670 Maria Elisabet, zweite Frau Pallmanns, nachmalen ver-
ehelichte Glozin,
- 1684 ihre vier Kinder, - durch Vergleich
- 1687 Johann Michael Pallmann und dessen Frau Anna Maria Bar-
bara
- 1691 Handelsmann Philipp Hoffer,
- 1702 dessen Witwe Anna Maria Hoffer,
- 1737 ihre drei Töchter
- 1753 Johann Carl Herzog, des Aeussern Rats, und dessen Frau
Elisabeth,
- 1758 sie und ihr zweiter Mann Johann von Edereicher;
Elisabeth heiratete ein drittes mal u. zwar den
Tuchlaubenverwandten Adam Joseph Wolf,
- 1765 ihre Tochter erster Ehe, Elisabet Fricken von Fricken-
berg.
- 1792 wurde das Haus abgebrochen.

Das Nachbarhaus, das zuletzt die Nr. 927 trug, hatte fol-
gende Besitzer:

- 1432 Leupold und Barbara Schonwald,
- 1432 der Apotheker Niclas Lainbacher und dessen Frau Agnes,
- 1441 der Zinngießer Michel Anthofer und dessen Frau Anna,
- 1472 dessen Tochter Barbara
- 1497 hinterläßt sie es ihrem Gatten, dem Zinngießer Jorg
Gagirr (Gagrerr),
- 1504 der Leinwatter Leonhart Hewpekh und dessen Frau Kuni-
gund,
- 1516 Cathrein, Witwe des Hanns Dachawer,
- 1522 Doctor der Erceznei Johann Pilhaimer,
- 1523 der Eisner Philipp Ziegler und dessen Frau Magdalena,
- 1547 zerfällt es durch Erbteilung in viele Hausanteile.
- 1568 kommt durch Vergleich an Bernhard Ziegler, Eisner,
(Neffe des vorigen) und dessen Frau Margarethe,
- 15.. der Goldschmied Veit Hierschvogel,

- 1571 der Eisner Matheus Martner und dessen Frau Barbara,
 1580 die letztere allein und nach deren Tode ihre drei Kinder,
 zerfällt dann durch Erbteilung in mehrere Anteile,
 bis es durch Vergleich unter der Verwandtschaft an
 Stephan Tändler fällt; nach dessen Tode kam das Haus
 durch Kauf an seinen Schwager Michael Wurzen und
 nach dessen Tode
 1620 an seine Witwe Sophia, die es
 1625 dem Eissler Simon Pupeller und dessen Gattin Eva verkauft,
 zerfällt nach deren Tode wieder in mehrere Anteile,
 die durch Vergleich schließlich
 1645 der Eisenhandler Georg Pupeller und dessen Frau Maria
 Magdalena wieder in einer Hand vereinigt.
 1654 Georg Pupeller und dessen zweite Frau Christina
 1655 der Spangler Johann Swannfelder und dessen Frau Dorothea,
 1664 letztere allein (1698 verehelichte Guldin)
 1705 Anna Luxin, Goldschmidin,
 1708 deren Töchter Maria Barbara Hauern und Maria Theresia
 Partin,
 1711 letztere allein
 1731 kommt das Haus erblich an das Zisterzienserkloster
 Wellehrad in Mähren, die es
 1735 an den Erzbischöfl. Wienerischen Consistorialrat Anton
 Massing verkauft; dieser verkauft es
 1738 Johann Georg Stanger, der es
 1742 seinem m.j. Sohn Leopold Stanger vererbt; nachdem dieser
 in den Orden S. Francisci Conventualium getreten,
 überließ er das Haus
 1753 seiner Schwester Anna Theresia Hertinger, die
 1756 ihren Gatten Franz zu sich schreiben ließ.
 1803 wurde das Haus abgetragen.

Zwischen dem Hause und der Magdalenenkapelle schob sich die Kantorei ein (siehe Plan). In dem ebenerdigen Hause wohnte der Kapellmeister und erhielten die Sängerknaben Unterricht im Kirchengesange. Die Wurzeln der Kantorei reichen sehr weit zurück, so daß wir ihre Anfänge nicht kennen; jedenfalls muß ihr Beginn in der rudolphinischen Zeit gesucht werden. Sie wird erstmals im Steueranschlag von 1441 erwähnt und erscheint dort von allen bürgerlichen Lasten frei.

Die "Bestellung und Ordnung der Kantorei von St. Stephan" vom 24. September 1460 besagt, daß der Unterricht im Gesang "gemütlich" und zu bestimmten Zeiten von einem Cantor und einem Subcantor, "der eine guete stim hab", zu erteilen ist und zwar an jene Knaben, deren Eltern die Zustimmung dazu gegeben hatten.

Die Kantorei verfügte überdies noch über zwei Präzeptoren und auch der Stadttürmer unterstand ihr. Dem Kantor oblag auch die Pflicht, den Zwölfbotenaltar (s.S. 265) in gutem Zustande zu erhalten.

Die Bedeutung der Kantoren und das Bedürfnis nach gut geschulten Sängerknaben stieg von Jahr zu Jahr. Durch die vorerwähnte Urkunde vom Jahre 1460 erhielt der Kantor hinsichtlich der Musik und des Gesanges nicht nur eine gewisse Selbständigkeit; sie stellt auch gleichzeitig sozusagen den Taufakt des Domkapellmeisterpostens dar. (Urkunde von 1553).

Die enge Verbindung der Stadtkantorei mit der Schule von St. Stephan, die in deren Schulordnung vom Jahre 1446 und in der Kantoreiordnung von 1460 zum Ausdruck kommt, ist bereits im Beginne des 16. Jahrhunderts gelöst.

Neben dem Subkantor gab es in der Kantorei auch angestellte "Gesellen". Als die Kantorei sich später zu einem Konvikt für Sängerknaben entwickelt hatte, war sie nicht mehr auf die Knaben der Bürgerschule angewiesen. Die Sängerknaben, die auf Bequartierung und volle Verköstigung Anspruch hatten, wurden im Musikunterricht unterwiesen und mußten dafür den Chordienst bei St. Stephan besorgen.

Nach der vom Stadtrat am 15. Dezember 1571 erlassenen Instruktion wurde der Kantor in ähnlicher Weise wie der Rektor der Bürgerschule (s. S. 376) in Dienst genommen und der Gemeinde verpflichtet. Gesellen oder Kapellensinger gab es in der Regel 6 bis 7, Sängerknaben oder Diskantisten ungefähr 12 bis 16.

Von dem Ertragnisse der Leichenbegängnisse, an denen sie mitwirkten, von den Hochzeiten und diversen Festlichkeiten erhielten die Sängerknaben insgesamt soviel als jeder einzelne Kapellensinger. Der Kantor sammelte die Gelder in einer wohlverwahrten Sparkasse, um davon das monatliche Badgeld, die Ausbesserung der Kleider, dann Federn, Tinte und Papier zu bestreiten. Einen kleinen Nebenverdienst ergab das "Rekordieren;" da zogen die Knaben herum, das ~~xx~~ Neujahr "anzusingen". Zu Weihnachten erhielten sie ihre Winterkleidung, einen langen Rock, ein Wams, Schuhe, Rauchhäubel, gestrickte Handschuhe, Socken und

zwei Hemden, zu Pfingsten die Sommerkleidung, Hosen von Schafleder, Wämser von schwarzem Barchent, einen Filzhut und ein Sommerhemd.

Der Zustand der Kantorei war nicht immer der beste, denn unter dem Kantor Capus war "alles zerbrochen und verwüstet worden". (Oberkammeramtsrechnung von 1553).

1599 gab es nur einen Gang beim Essen. Die Knaben bekamen weder Fleisch noch Brot genug.

Auch der Kantor Khöberl schildert die Verhältnisse der Kantorei beim Antritte seiner Stelle 1600 als recht traurig. Das Dachwerk war zerrissen und verfault, so daß der Regen den Zimmern und Mauern Schaden tat; der Knaben Liegerstatt war recht übel versehen, die Choralbücher "fast sehr zerrissen und zerfleischt". Die Sängerknaben, unter denen überdies große Unordnung und Zwietracht herrschte, wurden als Diener verwendet und mißhandelt. Dem Kantor zum Trotz sang man gar nicht oder falsch. Von Hausrat hatte Khöberl nichts als eine alte Schlüssel empfangen.

Durch die Stiftungsgelder, die dem Kantor nebst seiner Entlohnung zukamen, stand sich dieser gar nicht so schlecht. Zu den größeren Stiftungen, die der Kantorei zufloßen, gehörte die des Bischofs Slatkonja für ein täglich am Abend in der Stephanskirche zu singendes Salve regina. Er widmete hiezu die Jahreszinsen der fünf unter seiner Regierung am Stephansfreithof errichteten Krämerladen. Slatkonja (s. S. 44) war ja um die Pflege der Kirchenmusik außerordentlich besorgt.

Seit 1637 führen die Kantoren den Titel Kapellmeister. Als die Kantorei 1663 neu erbaut wurde, erhielt der damalige, aus Augsburg gebürtige Kapellmeister Wolfgang Ebmer, der bereits von 1634 bis 1637 als Organist bei St. Stephan wirkte, den Titel eines kaiserlichen Kammerorganisten. 1665 starb er. Ebmers Vater war schon im Dienste der Gemeinde tätig gewesen und ver-

fertigte die Tischlerarbeit im Rathause. Ebmer hatte es dahin gebracht, daß gelegentlich das Hochamt in der Stephanskirche von kleinen Knaben mit allerlei Musikinstrumenten aufgeführt wurde.

Unter den späteren Kantoren sind manche von klangvollen Namen, so Johann Fux (s. S. 81), der 1712 für seine Kompositionen 300 Gulden bekam. In Steiermark geboren, war er 1696 Organist bei den Schotten, 1698 Hofkompositeur Leopolds, 1705 Domkapellmeister bei St. Stephan, endlich Hofkapellmeister Kaiser Karls VI. und der verwitweten Kaiserin Amalia, die ihre eigene Kapelle hatte. Er schrieb auch ein berühmtes Lehrbuch der Komposition, das er "Gradus ad Parnassum" betitelte und 1725 dem Kaiser widmete. Ursprünglich lateinisch, wurde es ins Deutsche, Italienische, Französische und Englische übersetzt. Er komponierte die Festoper zur Krönung des Kaiserpaars in Prag 1723 und zahlreiche andere Kompositionen.

~~1715~~ 1715 bis 1738 war Domkapellmeister Georg Reitter, der schon von 1686 bis 1715 als Organist bei St. Stephan gewirkt hatte. Ihm folgte als Kapellmeister sein Sohn Johann Georg Reutter, der sich als der Entdecker Haydns besondere Verdienste erworben hat. 1793 bis 1809 bekleidete diese Stelle am Dome Georg Albrechtsberger, der auch im Kantorhause wohnte und der Lehrer Beethovens war. Im Kantorhause wohnte auch Haydn fast ein Jahrzehnt als Sängerknabe, wo er das Schlafgemach (eine Dachkammer) mit fünf Kameraden teilte. Der gewaltige Wiener Dom und seine Umgebung bildeten die Welt, in welcher der Knabe Haydn zum Jüngling heranreifte. Er schrieb darüber selbst in einer autobiographischen Skizze: "...in dem 7. Jahre meines Alters hört der Sel. Herr Kapell Meister von Reutter in einer Durchreise durch Linz von ungefähr meine schwache, doch angenehme Stimme, Er nahm mich alsogleich zu sich in das Capell Haus, allwo ich nebst dem Studiren die sing kunst, das Clavier

und die Violin von sehr guten Meistern erlehrnte. ich sang all-
da sowohl bei St. Stephan als bei Hof mit großen Beifall bis in
das 18. Jahr meines Alters den Sopran". (Karl Kobald, Alt-Wie-
ner Musikstätten, S. 61). 1740 war Haydn als armer Bauernjunge
das erstemal nach Wien gekommen. Am Ende des Jahrzehnts wurde er
stimmberaubt und ebenso arm, wie er gekommen, in unbarmherziger
Weise auf die Gasse gesetzt. Den Anlaß hiefür soll ein Buben-
streich Haydns gegeben haben, der mit einer Scheere einem vor
ihm sitzenden Mitschüler den Zopf abgeschnitten hatte. Da Haydns
Stimme damals schon mutierte und man ihn daher als Chorsänger
nicht mehr weiter verwenden konnte, war der Streich wohl nur ein
willkommener Vorwand für den Hinauswurf.

Schließlich seien als bekannte Domkapellmeister bei St.
Stephan noch genannt: Johann Baptist Gänsbacher (1823 bis 1844),
Joseph Drechsler (1844 bis 1852) und Gottfried Preyer 1852.
1803 wurde die Kantorei abgebrochen.

Zwischen dem Neithart- und dem Mesnertor fügten sich das
Mesner- und Leihbarhaus ein. Vom Mesnerhause spannte sich in ei-
nem großen Bogen aus Quadersteinen der sogenannte "Heilthunsstuhl"
zu einem Hause der Brandstatt (heute Stephansplatz 8, alt 628)
hinüber, so daß dieser quer über die Gasse stand. Hier mag noch
einmal auf Abb. 130 und auf den Situationsplan Camesinas, Abb.
134 hingewiesen werden, die nicht völlig übereinstimmen. Nach
dem Plane befand sich die Kantorei hinter dem Hause Nr. 927,
d.h. zwischen diesem und der Magdalenenkapelle. Nach der Abb.
130, die ganz deutlich zwischen den beiden Toren drei Häuser
zeigt, wären von links nach rechts: das Mesner, dann das Leih-
bar- und schließlich das Kantorhaus. Da Camesina nicht nur als
ernster Forscher sondern auch als sehr genauer Zeichner bekannt
ist, kann ich nicht anders, als seinen Plan zur Grundlage nehmen.
Hiernach wären auf Abb. 130 die ersten zwei Häuser links als
Mesner- und Leihbarhaus anzusprechen, während beim dritten Hau-

se schon im Bilde erkennbar ist, daß dieses für Wohnzwecke nicht eingerichtet ist und wohl nur der Aufbewahrung von Geräten diente, also jedenfalls nur ein Teil oder ein Nebengebäude des Messnerhauses gewesen sein dürfte; der Kantorei konnte es schon seinem Aussern nach kaum dienen, wodurch der Plan Camesinas in seiner Richtigkeit erhärtet wird.

Der Heilthumsstuhl war wohl eines der bedeutendsten und auch merkwürdigsten Objekte des Stephansfreithofes. Sein Zweck steht mit der Reliquienverehrung in innigem Zusammenhange. Bereits seit dem frühen Mittelalter war es nämlich in der katholischen Kirche Brauch, die Reliquien der Heiligen und Märtyrer an bestimmten Festtagen der kirchlichen Gemeinde vorzuzeigen oder zur Verehrung auszustellen. Diese Vorzeigung geschah mit großem Gepränge, verbunden mit Prozessionen unter Absingung von geistlichen Liedern und Verkündigung der durch Verehrung der Heiligtümer zu gewinnenden Ablässe in den Kirchen vom hohen Chore, oft auch von eigens zu diesem Zwecke errichteten Tribünen herab. Bei zu großem Andrang der Volksmenge erfolgte das außerhalb der Kirche, entweder von Türmen, — wie das z.B. in Aachen oder Würzburg geschah, — oder von besonderen Gebäuden, den sogenannten Heiligtumsstühlen, wie in Nürnberg oder in Wien.

Der Bau des Heilthumsstuhles zu St. Stephan fällt wahrscheinlich in die Zeit 1485/86. Die Lage des Gebäudes dürfte annähernd durch die verlängerte Linie der nördlichen Langhauswand fixiert sein. Das einzige Stockwerk hatte auf den beiden die Gasse überspannenden Breitseiten je 6, auf der gegen den Friedhof gerichteten Schmalseite 3 spitzbogige Fenster, aus denen Kleriker alljährlich in der Oktav der Kirchweihe sowie am Sonntage nach dem Osterfest (weißer Sonntag) die Reliquien dem Volke mit der Ermahnung zeigten, "daß ein jeder Mensch auf sich selbst zu merken habe, kein Gedränge, Aufruhr oder Geschrei anfange, damit niemand in seiner Andacht beirrt noch behindert

werde; die Menschen mögen das Heiligtum mit seinem Schmucke ansehen, auch die Erklärung, was ein jedes Stück sei und den Lobgesang, der dazwischen gesungen wird, anhören und bedenken, um sich des großen Ablasses theilhaftig zu machen".

Die Wiener strömten zu Tausenden in den Stephansfreithof, sanken in die Knie und verehrten die Ueberreste der Heiligen fast in einer Art Wundergier, die allerdings nicht nur hier sondern überhaupt dem Mittelalter eigen war. Zum Schlusse wurde mit dem Kreuzpartikel der heilige Segen erteilt.

Der Brauch des 15. Jahrhunderts, der Verehrung der Reliquien, fand seine Fortsetzung in dem späteren Reliquienfeste ~~am~~ (nach den Kapitelstatuten am 16. Februar, späterhin am ersten Sonntag im November), bei welchem die Glasschreine mit den größten Reliquien vor dem Hochaltar zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurden, als Wiedergutmachung dafür, daß ansonsten während des Jahres die Reliquienschatze nur als Musealstücke Beachtung fanden.

Es entspricht einer irrigen Ansicht, wenn mitunter behauptet wird, daß diese Schätze im Heilighumsstuhle selbst aufbewahrt wurden. Deren Aufbewahrung erfolgte in der Schatzkammer des Domes, die damals wahrscheinlich ober der Kreuzkapelle lag. Die Schätze wurden zur Vorzeigung in eigenen Behältnissen mit Tragstangen in den Heilthumsstuhl übertragen, nachdem man sie vorher in feierlicher Prozession in der Kirche herumgetragen hatte. Ogesser fand in den Ausgabebüchern die Beträge verzeichnet, die für das jedesmalige Uebertragen der Reliquien bezahlt wurden.

Anläßlich der historisch denkwürdigen Kindervermählung (s. S. 248) am 22. Juli 1522 erwartete hier, auf dem Schwibbogen des Heilthumsstuhles stehend, Bischof Georg Slatkonja mit seiner Assistenz den Kaiser Maximilian und die übrigen zur Feier erschienenen gekrönten Häupter. Nachdem er über sie und die königlichen Kinder Gebete und den Segen gesprochen, stimmte die kaiserliche

Kapelle das Tedeum laudamus an. Vom Heilthumsstuhle herab soll auch in der Christnacht der Wolfssegen (s.S. 343) erteilt worden sein.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts befand sich (Archiv der Stadt Wien, Hauptarchiv 17/1614) auf dem Heilthumsstuhle das T o t e n b e s c h r e i b a m t, dem oblag, dem Bürgermeister täglich die Totenzettel vorzulegen, der sie der Regierung übermittelte. Wie die wiederholten Urgenzen der Regierung darlegen, scheint man dieser Verpflichtung nicht immer ordnungsgemäß nachgekommen zu sein. Das Totenbeschreibamt läßt sich mit Bestimmtheit erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts nachweisen. In einer Stadtarchivsurkunde vom 23. November 1607 wird der geschworene Totenschreiber Wolf Khalttenhauser auf dem Heilthumsstuhle erwähnt. Totenprotokolle sind uns erst seit 1648 erhalten geblieben.

Nach einer Instruktion vom 11. Mai 1705 mußten die von den Totenbeschauern erteilten Scheine in das Totenbeschreibamt gebracht und hier in das Totenprotokoll und die Totenzettel eingetragen werden, worauf den Parteien ein verschlossener Begräbniszettel ausgefolgt wurde. Erst dann durfte die Bestattung vorgenommen werden.

Mit Regierungsdekret vom 26. April 1727 (Archiv der Stadt Wien, alte Registratur 29/1727) wurde den Totenbeschauern aufgetragen, nicht nur die Totenzettel besser und leserlich zu schreiben, sondern auch den Stand und die Kondition des Verstorbenen anzuführen.

Mit zunehmenden Verkehre erwies sich jedoch der Heilthumstuhl als ein ~~als ein~~ arges Verkehrshindernis, so daß Kaiser Leopold I. dessen Abbruch verfügte. Im städtischen Archiv 36/1699 liegt der Kontrakt, der am 25. September 1699 zwischen dem Magistrat und Johann Georg Bauernfeind über den Abbruch dieses Bauwerkes geschlossen wurde. Nach diesem wurde Bauernfeind aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die Figuren und Wappentafeln so

vorsichtig herabgenommen und an den ihm bezeichneten Orten wieder aufgestellt werden. Wohin sie kamen, ist unbekannt. Der Ratsherr Bauernfeind, der ~~sitt~~ seit 1697 Besitzer des an den Heilthumsstuhl angebauten Hauses (heute Stephansplatz Nr. 8 A) war, hatte an dem Abbruche des alten Bauwerkes das größte Interesse; er ging daher noch auf die weitere Forderung ein, ober der seinem Hause gegenüberliegenden Mesnerwohnung für den Barausleiher ein eigenes Stockwerk aufzubauen und wohnlich herzustellen, da dieser durch den Abbruch des Schwibbogens, den er bisher samt den anstoßenden Zimmern bewohnt hatte, seine Behausung verlor.

Der 8 Punkte umfassende Wortlaut des Kontraktes ist von Camesina im XI. Band der Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, S. 242, Zl. 141 abgedruckt.

Nur ein Bruchstück des denkwürdigen Objectes (in der Bau-
linie des Mesnerhauses) war stehen geblieben. Auf Abbildung 131,
S. 355 erkennt man es an den mit Figuren bekrönten beiden Doppel-
säulen. Ueber dem unteren Fenster zwischen diesen Säulen las
man die in Stein gehauenen Worte: "Niklas Scheller, die Zeit
Kirchenmeister 1483".

Ueber dem Eingang zur Kanzlei des Barausleihers waren die
10 Gebote Gottes in Stein gehauen, die da lauteten:

das sint dy X gepot
du solt glauben in ain got
nen in nit eitel bej sein nam
vleisig veyer den veyrtag
hab lieb vater und mueter
nit töt den menschen
bis nit ein ebrecher
du solt nit steln
nit sej ein falscher zeug
beger nit was andre haben
und gut eines andern.

(Mathias Pestarella. Beschreibung von S. Stephan. Aufgenommen
von Camesina, Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines
zu Wien, Band XI, S. 293).

Daß man diese Mahnung an die Pforte des Todes setzte, soll-
te ihr besonderen Nachdruck verleihen.

Das Totenbeschreibungs- und Barleiheramt war vormal, als man das Gepränge bei Leichenzügen viel weiter trieb als heute, von ungewöhnlichem Belange. Dort konnte man alle für die feierlichen Aufbahrung der Verstorbenen erforderlichen Gegenstände ausleihen. 1800 wurde das Barleiheramt aufgelassen und Leichenbestattungsunternehmungen übernahmen dessen Aufgaben.

Die Bahrleihbücher von St. Stephan gehören zu den interessantesten Dokumenten einer längst verschwundenen Zeit. Jene der Jahre 1673, 1692 bis 94 fehlen und wurden seinerzeit wohl widerrechtlich verkauft. So erzählte der verstorbene, gut unterrichtete Antiquar Kubasta gelegentlich, es seien einmal Bücher über die Begräbnisse bei St. Stephan feilgeboten und verkauft worden.

Die Erinnerung an den "Heilthumsstuhl" wird durch das "Heilthumsbuch" wach erhalten, das 1502 durch den Buchdrucker Hanns Winterburger (er war der erste Buchdrucker, dessen Name auf den Erzeugnissen der Wiener Presse erscheint) herausgegeben wurde und von dem nur noch ganz wenig Exemplare vorhanden sind, die einen außerordentlichen Wert darstellen. Ein Neudruck wurde 1882 durch Franz Ritter herausgegeben; aber auch dieser ist nur noch schwer zu erhalten.

Das Heilthumsbuch bringt nebst vielen Abbildungen der Reliquiengefäße auch eine Abbildung des Heilthumsstuhles in Holzschnitt (s. Abb. 135).

Der Verfasser, der Wiener Bürger und Ratsherr Matthäus Heuperger (s. a. S. 323), entstammte einem Tiroler Geschlechte und war Besitzer des Hauses "zum goldenen Hirschen" in der Rotenturmstraße (alt Nr. 728, neu Nr. 20). Er war ein sehr religiöser Mann und wie Lazius sagt, "wegen seines christlichen Eifers sehr berühmt". Heuperger, der auch ein wahrer Freund der Wissenschaften und Künste war, starb 1515 und fand in der Magdalenenkapelle auf dem Stephansfreithofe vor dem Altare seine letzte Ruhestätte.

Die erste Seite des Buches zeigt im Titelholzschnitt die Figur eines geharnischten Ritters, in der Rechten das Stechfähnlein, neben ihm auf den Boden die Wappen der Stadt Wien, Doppeladler und Kreuzesschild. Die zweite Seite bringt eine Ansicht des Stephansdomes von Nordwest, die älteste xylographische Abbildung des Domes und auch für dessen Baugeschichte insoferne von Interesse, als sie das Bischofstor noch ohne die Eingangshalle zeigt.



Dann folgen drei Seiten Vorrede und Verzeichnisse der Ablässe und schließlich ein Holzschnitt, die Ansicht des Heilthumsstuhles. Hieran reihen sich auf 25 Seiten mit 255 Abbildungen die 8 Prozessionen oder Umgänge des Heiligtums und zwar:

- 1 und 2 das Heiligtum Christi,
- 3 das Heiligtum unserer lieben Frau,
- 4 " " der 12 Apostel,
- 5 und 6 " der hl. Märtyrer,
- 7 das " der hl. Beichtin-
ger und
- 8 " " der hl. Jungfrauen.

Die Rückseite des zugleich

die Beschlußrede enthaltenden Blattes ziert ein großer Holzschnitt "die Steinigung des hl. Stephanus".

Hierauf folgen 12 Seitendes Ablaßkalenders und auf der Vorderseite des letzten Blattes die Sinnbilder des Todes.

Das erste gedruckte Inventar der Schatzkammer von 1502 wurde lange Zeit in der Schatzkammer aufbewahrt, dann verschwand es. In den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts wurde es in dem Besitze des Grafen Dietrichstein vorgefunden; auf welche Art und Weise es dahin kam, ist unbekannt. Der Graf übergab es dem damaligen Chur- und Chormeister Vincenz Barfuss, der es bei Gelegenheit der Restauration der Schatzkammer wieder in diese ablieferte.

1641 waren noch 16 derlei Verzeichnisse, fast alle in Pergament gebunden, vorhanden.

Von dem im Heilthumbuch abgebildeten Reliquiaren ist fast nichts mehr vorhanden, denn wiederholt erlitten die Kirchenschätze empfindliche Einbußen und Verluste. Zur Türkenzeit wurden die Reliquien aus ihren kostbaren Fassungen und Behältnissen herausgenommen und diese veräußert. Der hiefür erzielte Erlös von 4000 Gulden wurde zum Ausbau der Stadtbefestigung verwendet. Auch in den Jahren 1793/94 sowie 1810 wanderten die wertvollsten Stücke unter dem eisernen Zwange der Staatsnotwendigkeit in die Schmelze. Abgesehen von dem materiellen Verluste ist der unersetzliche Kunstwert der Umhüllungen zu beklagen.

Die vorbeschriebene Häuserreihe beengte natürlich die Passage außerhalb des Stephansfreithofes zwischen der Rotenturmstraße und dem Stock im Eisenplatz außerordentlich. Der Durchlaß unter dem Schwibbogen schnürte sie vollends ein; so war denn auch dieses Gebäude das erste gewesen, das der unabweislich gewordenen Verbreiterung schon im Jahre 1700 zum Opfer gefallen war; doch dauerte es dann noch weitere 100 Jahre, bis auch die übrigen Gebäude dieser merkwürdigen Häuserzeile verschwanden. Die Magdalenenkirche machte damit im Jahre 1781 einen nicht ganz freiwilligen Anfang. Sie brannte ab (s. S. 358.) und wenn das auch an und für sich bedauerlich war, so hatte es auch seine gute Seite. Nach Wegräumung der Brandruine war schon bedeutend an Platz gewonnen worden.

1783 erließ Kaiser Josef II. die schon erwähnte Verordnung, mit der die gänzliche und sogleiche Wegräumung der zwar noch bestehenden, aber seit 1732 nicht mehr belegten restlichen fünf Leichenfelder verfügt wurde. Damit war nun auch das Abbrechen der vier Friedhoftore verbunden und zwei Monate später war die Arbeit bereits durchgeführt.

Der Abbruch der noch im Wege stehenden Häuser verzögerte

sich aber zum Teile noch fast weitere zwei Dezennien, wohl weil die erforderlichen Geldmittel fehlten. Nur bruchweise konnte die Freilegung des Platzes nach den Projekten der Baumeister Meisl und Hild durchgeführt werden.

Die am 19. August 1792 stattgefundene Rückkehr des Kaisers Franz II. von der Krönung aus Frankfurt gab schließlich den Anlaß zur Beseitigung des letzten Verkehrshindernisses auf dem Platze. In hochherziger Weise widmete der Kaiser dafür jene 16.000 Gulden, die regelmäßig bei Kaiserkrönungen für Aufstellung von Triumphporten am Graben und am Kohlmarkt zur Verwendung zu kommen hatten und leistete auf jede Feierlichkeit für seine Person Verzicht.

Dem Beispiele des Kaisers folgten andere hochherzige Spender. Dennoch ging die Demolierung der dem Abbruch geweihten Objekte auch jetzt noch langsam genug von statten. Noch im gleichen Jahre fielen wohl das Mesner- und Leihbarhaus, ~~Das Kantorhaus blieb aber bis zum Jahre 1800 bestehen~~ wie auch das dreistöckige Zinshaus gegen den Stock im Eisen zu. Das Kantorhaus blieb aber bis zum Jahre 1800 bestehen und das vierstöckige Zinshaus, das ehemals zunächst dem Kantorhaus stand, fiel erst 1803 der Demolierung zum Opfer. Das Material des abgebrochenen Zinshauses und der Kantorei wurde um 6000 Gulden öffentlich versteigert. Am 1. März 1804 war der Platz frei, der damit, - wenigstens in räumlicher Beziehung, - seine heutige Gestalt angenommen hatte.

Damit trat nun aber auch eine Änderung in der Bezeichnung der um die Kirche liegenden Gertlichkeit ein. Der Name "Stephansfreithof" verschwand und wurde ersetzt durch die heutige Benennung als "Stephansplatz".

Erwähnt und bestätigt wird die Schule im Stadtrechtsbrief

Kaiser Friedrichs II. vom Jahre 1237.

Wenn man bedenkt, daß im Mittelalter aller Unterricht von